
Die Entstehung der modernen Wissensgesellschaft

Rezension von: Richard van Dülmen, Sina Rauschenbach (Hrsg.), *Macht des Wissens. Die Entstehung der modernen Wissensgesellschaft*, Böhlau Verlag, Wien 2004, 741 Seiten, € 64,90.

Das Wissen, so scheint es, hat in der globalisierten Welt des 21. Jahrhunderts als Schlüssel zu Wohlstand, Einfluss und Macht eine überragende Bedeutung erlangt. Unsere Gesellschaft bezeichnet sich gerne als „Wissensgesellschaft“, um sich von der „Industriegesellschaft“ der Moderne abzusetzen. Doch auch schon vor unserer Zeit, eigentlich seit jeher, haben sich die Menschen in den verschiedensten sozialen, kulturellen und politischen Verhältnissen auf „Wissen“ berufen. Und immer schon galt, dass derjenige, der über Wissen verfügte, auch Macht hatte.

Aber das Wissen, um das es ging, war nicht zu allen Zeiten dasselbe. Insbesondere in der Frühen Neuzeit entstand etwas Neues, ein Wissen, das zunehmend an Bedeutung gewann und durch das sich neue Mächte und Machtverteilungen in Staat und Gesellschaft entwickelten. Dieses Wissen steht im Mittelpunkt des vorliegenden Bandes. Es war verbunden mit den Kenntnissen und Konsequenzen, die sich aus einer ebenfalls neuartigen wissenschaftlichen Forschung ergaben, und es wurde grundlegend für das moderne Weltbild, die Verständigung der Menschen in immer universaleren Zusammenhängen, schließlich allgemein für die Begründung von sozialen, politischen und ökonomischen Strukturen.

Diesem Wissen in der Frühen Neuzeit auf die Spur zu kommen, es in der entscheidenden Formierungsphase der modernen Wissenschaft von der Mitte des 15. bis ins frühe 19. Jahrhundert zu verfolgen und in einer allgemein verständlichen Darstellung seine verschiedenen Aspekte und Facetten zu eröffnen, ist das Ziel des vorliegenden Bandes. Hierbei stehen keine Untersuchungen über einzelne Gelehrte, Forscher oder – im modernen Sinne – über wissenschaftliche Disziplinen im Vordergrund, sondern es wird beschrieben, wie sich Wissenschaft und Wissen im Laufe der Zeit veränderten und wie es schließlich in einem komplexen und oftmals widersprüchlichen Prozess dazu kam, dass sich rational begründete Denkstrukturen etablieren konnten.

Gleichzeitig wird der Versuch unternommen, eine Kulturgeschichte des frühmodernen Wissens zu entwerfen. Wissenschaft und Wissen werden eingebunden in die lebensweltlichen Zusammenhänge der Gelehrten, die sie produzierten, speicherten und vermittelten, sowie insgesamt in die Kulturen, in denen sie entstanden, scheiterten oder sich durchsetzten.

Grundlegend für diesen Versuch sind vor allem die Ansätze, die seit den 1980er Jahren im anglo-amerikanischen, in letzter Zeit zunehmend auch im deutschen Sprachraum zur Begründung einer neuen Wissenschaftsgeschichte geführt haben. Ausschlaggebend waren nicht mehr die modernen Konzeptionen von Wissenschaft und Wissen, sondern es wurde versucht, die historischen Perspektiven zu rekonstruieren, das Wissen so zu analysieren, wie es in seiner eigenen Zeit von Bedeutung war. Gleichzeitig werden moderne Kriterien von Wissenschaftlichkeit wie Objektivität und Ra-

tionalität als in Zeit und Kultur verankerte Prinzipien neu untersucht, der Stellenwert von Gefühl und Leidenschaft in den Wissenschaften wird einer neuen Prüfung unterzogen. Das Spektrum dessen, was eine Geschichte der Wissenschaften umfassen, verändert sich ebenso wie der Rahmen, in dem sie stehen muss. Wissenschaftsgeschichte und allgemeine Geschichte verbinden sich stärker, als dies bisher der Fall war. Das vorliegende Buch knüpft an diese Tendenzen an.

Gleichzeitig wird versucht, verschiedene, bisher voneinander getrennte oder nicht berücksichtigte Stränge und Aspekte der frühneuzeitlichen Wissenschaft und Wissenschaftskultur nebeneinander zu stellen, zudem Kunst und Musik einzubinden, damit so das Bild eines Gesamtzusammenhangs sichtbar wird, der durch Spezialstudien nicht erschlossen werden kann.

In dem vorliegenden Buch sollen zum einen die Trennung zwischen Natur- und Geisteswissenschaften, die die Wissenschaftskultur des 19. und 20. Jahrhunderts geprägt hat, für die Frühe Neuzeit aufgehoben und die verschiedenen Fragestellungen grundsätzlich interdisziplinär angegangen werden. Zum anderen sollen gelehrtes und erfahrenes Wissen, institutionelles und außerinstitutionelles wissenschaftliches Arbeiten nebeneinander gestellt und gemeinsam untersucht werden. Dabei wird der Blick der offenen Geschichte nicht aufgegeben.

Trotz der chronologischen Anordnung der Beiträge innerhalb des Bandes muss davon ausgegangen werden, dass wissenschaftliche Forschung in der Frühen Neuzeit kein zielgerichteter Prozess war, der konsequent auf ein neues Weltbild zulief. Vielmehr wird deutlich, dass Erfolge und Misserfolge von Projekten zugleich immer kulturell

bedingt waren und jeweils von der Öffentlichkeit bestimmt wurden, in der die Wissenschaftler agierten. Wollten diese anerkannt werden, wollten sie – wie die Naturphilosophen und -forscher des 17. Jahrhunderts – Maßstäbe für Neues setzen, mussten sie die Bedingungen ihrer Zeit und ihres Umfelds kennen und zu deuten verstehen. Zwar beriefen sich viele Gelehrte schon früh auf absolute Werte wie die Wahrheit oder die Vernunft. Aber nicht überall war die Wahrheit, der man sich verantwortlich fühlte, dieselbe. Vielmehr war auch ihr Verständnis abhängig vom jeweiligen Kontext und konnte im konkreten Fall zu den unterschiedlichsten Entscheidungen führen.

Der Band beginnt mit den Jahren um 1450, mit der Ausbreitung der Renaissance über Italien hinaus und den Anfängen des Buchdrucks als zentralem Medium der Wissensvermittlung in den folgenden Jahrhunderten, und er endet mit denjenigen um 1820, mit der beginnenden Industrialisierung und einer neuen Form der Institutionalisierung der Wissenschaften, wie sie v. a. an der Gründung und Konsolidierung der Berliner Universität festgemacht werden kann.

Die erste Phase der Darstellung (1450-1580) ist hierbei gekennzeichnet durch die Renaissance und den Humanismus, die eine neue Wertschätzung des Menschen lehrten und zunehmend profanes Wissen verbreiteten. Durch die Reformation, ihren laizistischen Schriftgebrauch und ihr neues Glaubensverständnis entstanden Spielräume, in denen dieses Wissen sich öffentlich Geltung verschaffen konnte. Wo die sozialen Gegebenheiten es zuließen, begannen viele Gelehrte, sich vom Weltbild der Kirchen zu emanzipieren. Fürstenhöfe und Stadtrepubliken bildeten gewichtige Foren wissen-

schaftlicher Aktivitäten als Zeichen ihrer geistigen Selbstständigkeit.

Diese Aktivitäten verdichteten sich in der zweiten Phase (1580-1660) im Zusammenhang mit dem Ausbau herrschaftlich-staatlicher Strukturen, der beginnenden Bürokratisierung und der Entstehung eines weltlichen Schulsystems. Die Gelehrten, die mehr als zuvor ein eigenes intellektuelles Bewusstsein entwickelten, boten sich an, Probleme der Gesellschaft zu lösen, und traten durch ihren öffentlich-politischen Anspruch in Konkurrenz zum Adel. Bahnbrechende Neuerungen fanden nicht nur in der Geschichts-, sondern auch in der Naturforschung und -philosophie statt.

Schließlich bildete sich in der dritten Phase (1660-1730) durch die Zusammenarbeit und Korrespondenz der Gelehrten ein europaweites Netz heraus, in das das ganze Spektrum der sich etablierenden neuen Wissenschaften einbegriffen war. Wahrheitsfindung und Nutzenorientierung wurden zu zentralen Ideen wissenschaftlicher Tätigkeit. Auf der Basis von Vernunft und Natur wurden neue, profane Weltbilder entwickelt, die eine Emanzipation von der Theologie und der Offenbarungsreligion ermöglichten, ohne mit beiden in offenen Konflikt zu treten.

Sie bildeten in der vierten Phase (1730-1780) die Basis für eine Entwicklung, die unmittelbar in die Aufklärung

einmündete. Jeder, der wissenschaftlich tätig war oder es werden wollte, konnte jetzt unabhängig von seiner Herkunft und seiner universitären Ausbildung in das bestehende Netzwerk eingebunden werden. Durch die Popularisierung des Wissens partizipierten erstmals auch diejenigen, die nicht studiert hatten, am gelehrten Diskurs, wurden zu Trägern der öffentlichen Meinung und stützten schließlich die Staatsbürokratie und die Frühindustrialisierung. Die Wissenschaftler orientierten sich zunehmend am praktischen Nutzen, den sie von ihren Forschungen erwarteten.

Die Darstellung endet mit der fünften Phase (1780-1820), in der sich nicht nur eine neue Öffentlichkeit herausbildete, sondern der bürgerliche Staat auch immer mehr gelehrte Institutionen förderte und die beginnende Industrialisierung neues Wissen verlangte. Am Ende des Prozesses stand ein mehr oder weniger geschlossenes Wissenschaftssystem mit etablierten Disziplinen, eine Gelehrtenschaft mit großem Ansehen und Fördermitteln, zugleich ein wissenschaftlich begründetes Weltbild, das alles Religiöse zur Privatsache machte. Bezugspunkt allen Ringens um vernunftgemäßes Denken und Handeln war die bürgerliche Öffentlichkeit. Die Macht des Wissens wurde zu ihrem Programm.

Josef Schmee